

ANJA SEEFELD

# Herz fischer

STRANDTRÄUME  
IN GREETSIEL



be  
HEARTBEAT

## Über dieses Buch

Katharina arbeitet in einer Düsseldorfer Anwaltskanzlei und verfolgt nur ein Ziel: Sie will zur Junior-Partnerin befördert werden. Dafür beißt sie sogar in den sauren Apfel und übernimmt einen mehr als zweifelhaften Grundstücksverkauf in Greetsiel.

Hier oben an der Nordseeküste trotz Katharina nicht nur den aufmüpfigen Möwen und dem sprichwörtlichen Schietwetter, sondern trifft auch auf den wortkargen Krabbenfischer Jasper. Mit seinem rauen Charme verdreht er ihr gehörig den Kopf, und sie verliert sich in seinen meerblauen Augen. Doch als sie herausfindet, dass ausgerechnet Jasper der Grundstückseigentümer ist, steht sie vor der bislang schwersten Entscheidung ihres Lebens: Soll sie ihrem Verstand folgen – oder dem Herzen?

Der Auftakt einer zauberhaften neuen Wohlfühl-Roman-Reihe um das idyllische Fischerdorf Greetsiel – voller ostfriesischem Charme und ganz großer Gefühle.

ANJA SEEFELD

# Herz fischer

STRANDTRÄUME  
IN GREETSIEL



# 1

Ich versuchte, dieses leise Prickeln zu ignorieren, das seine zarten Küsse auf meinem Nacken hervorriefen. »Paul, ich muss wirklich aufstehen.«

Kleine Staubpartikel flirrten in den Strahlen der Vormittagssonne, die durch das Schlafzimmerfenster meines Appartements auf mein Gesicht schien. Die Bettdecke raschelte, als Paul sich unter ihr näher an mich heranschob.

»Lass dich nicht aufhalten«, flüsterte er mir ins Ohr. Sein Atem wehte leicht über meine Haut. Er schmiegte sich an meinen Rücken, und seine Lippen wanderten weiter zu meinen Schultern.

Halbherzig versuchte ich, ein wohliges Stöhnen zu unterdrücken, das mein Körper wie von selbst erzeugte. Mit diesem wohlbekannten Kribbeln signalisierte mein Bauchgefühl Einverständnis.

Obwohl sich die feinen Härchen auf der Haut unter Pauls Berührungen aufstellten und mir ein angenehmer Schauer den Rücken hinablief, gelang es meinem Kopf, die Oberhand zu behalten. Ich befreite mich aus Pauls Umarmung und rutschte samt Decke in Richtung Bettkante. »Bitte, hör auf

jetzt«, sagte ich lachend. »Meine Eltern erwarten mich zum Mittagessen. Ich darf nicht wieder zu spät kommen.«

Sein frustriertes Schnauben zeigte mir, was er davon hielt. Ich schwang die Beine auf den Boden. Mein Blick glitt über das King-Size-Bett, in dessen Mitte er jetzt bewegungslos und mit eingefrorener Miene lag, wie eine Figur aus Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett. Er gab einen lausigen Verlierer ab.

Ich hatte an einem Sonntagvormittag keine Lust auf Streit. Ohne auf Paul einzugehen, warf ich das Oberbett in seine Richtung und tappte barfuß ins Bad nebenan und unter die Regendusche. Eine der Annehmlichkeiten dieses Appartements, vorausgesetzt man wurde gerne nass. Was vermutlich auf die meisten Menschen zutraf, außer eben auf mich. Ich schloss die Glastür hinter mir, drehte den Hebel der Armatur auf eine erträgliche Temperatur und wappnete mich gegen den bevorstehenden Platzregen.

Zuerst hatte ich die Wohnung damals gar nicht anschauen wollen, als mein Vater mir das Hochglanz-Exposé gezeigt hatte. Doch er hatte nicht lockergelassen, wie immer. Die unverbaute Aussicht von der Dachterrasse über die Düsseldorfer Innenstadt und die zentrale und gleichzeitig ruhige Lage hatten ihm dabei in die Karten gespielt. Schließlich übernahm er die Verhandlung mit dem Verkäufer, und ich gab nach, ebenfalls wie immer.

Inzwischen hatte ich diesen komfortablen Rückzugsort am Ende eines anstrengenden Arbeitstages zu schätzen gelernt. Bis auf die Regendusche.

In dem Moment, als ich die Glastür öffnete, um nach dem Badetuch auf dem Handtuchwärmer zu greifen, klingelte im

Schlafzimmer mein Handy. Verdammter Mist. Ich hasste es, wenn ich einen Anruf verpasste. Darum übernachtete das Telefon immer auf dem Nachttisch neben dem Bett.

»Hallo?«

Mein Entsetzen wurde noch größer, als ich Paul reden hörte. Was, wenn unser Chef am anderen Ende der Leitung war? Immerhin waren wir in derselben Kanzlei beschäftigt. Für uns beide fast zeitgleich der erste Job nach dem juristischen Staatsexamen. Ich arbeitete daran, mir dort einen Namen zu machen; die Affäre mit einem Kollegen hatte sich außerplanmäßig entwickelt.

Unter Einsatz meines Lebens schlitterte ich auf nassen Füßen über das Parkett zurück ins Schlafzimmer.

»Paul ...«

Ehe er seinen Nachnamen aussprechen konnte, riss ich ihm das Handy aus der Hand. »Katharina König«, meldete ich mich, bemüht, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. »Äh, hallo, Papa.«

Ich bedachte Paul mit einem Todesblick. Es hatte aber nicht den Anschein, als wollte er tot umfallen. Vielmehr saß er auf der Bettkante und taxierte meinen frisch geduschten Körper mit wachsendem Interesse. In Gedanken erstellte ich nicht zum ersten Mal eine Notiz an mich selbst, unbedingt an meinem Killerinstinkt zu arbeiten.

»Wie schön, dass man von dir auch mal wieder etwas hört, mein Kind«, klang es aus dem Handy.

Ich erschrak. »Warum? Ist was passiert?«

»Muss denn erst etwas passieren, wenn ich mit meiner einzigen Tochter sprechen möchte? Von alleine gibst du ja kein Lebenszeichen von dir. Es geht ja nicht nur um mich.

Denk doch mal an deine Mutter. Du weißt doch, wie schnell sie sich sorgt ...«

»Ja, Papa, ich weiß«, fiel ich ihm ins Wort. »Aber ich kann dich beruhigen, es geht mir gut.« Ein weiterer Blick auf Paul zeigte mir, dass sich nicht nur die Pfütze zu meinen Füßen zusehends vergrößerte.

»Wie schön für dich. Daran wird dieser Herr Paul Wieauch-Immer wohl einen nicht ganz unmaßgeblichen Anteil tragen. Ich hoffe, mein Anruf kommt nicht zu einem ungünstigen Zeitpunkt?«

Gott sei Dank verweigerte mein Vater nach wie vor Videoanrufe. An der seit Jahrzehnten bewährten Verständigung über das Telefon gab es aus seiner Sicht jedoch nichts auszusetzen. »Nein, natürlich nicht, Papa. Was kann ich denn nun für dich tun? Wir sehen uns doch gleich.«

»Eben drum. Ich wollte nur noch mal kurz nachhören, ob du unser Essen heute Mittag nicht wieder vergessen hast?«

Wie könnte ich, wo dieser Termin doch seit meinem Auszug an nahezu jedem Sonntag stattfand? »Wieso wieder? Ich habe das Essen letzte Woche nicht vergessen, ich war nur zu spät.«

»Du weißt, wie wichtig uns diese Tradition ist«, erinnerte mich mein Vater.

»Natürlich, Papa.« Mein ganzes Leben folgte Traditionen. Bis auf die Affäre mit Paul.

»Und, Katharina ...« Wir näherten uns dem Schlussplädoyer.

»Ja?«

»Bitte bemühe dich, dieses Mal pünktlich zu sein. Nicht, dass das Essen wieder verkocht, für das deine Mutter den

ganzen Vormittag in der Küche steht.«

»Versprochen. Bis später, Papa. Und grüß Mama von mir.« Ich ersparte mir den Hinweis, dass nicht Trödelei, sondern eine Autopanne für die letzte Verspätung gesorgt hatte. Mein Vater behielt ohnehin immer recht.

Ich wischte über das Display, beugte mich zum Nachttisch hinunter und legte das Handy zurück.

Paul nutzte die Gelegenheit. Mit beiden Händen umschlang er meine Taille und versuchte, mich auf sich zu ziehen.

»Lass mich.« Flink wie eine Katze entwischte ich seinem Griff. »Erklär mir lieber, seit wann du ungefragt an das Handy anderer Leute gehst?«

»Mache ich ja gar nicht, oder bist du vielleicht ›andere Leute‹?« Er grinste mich an.

»Und wenn die Kanzlei dran gewesen wäre?«

»Ach, daher weht der Wind ... War sie aber nicht. Hast du etwa Angst, das mit uns könnte deiner Karriere schaden? Du bist immer so verdammt vernünftig, Katharina. Für dich gibt es nur Verpflichtungen und Ziele. Ständig willst du perfekt sein. Lass doch mal locker.«

Ich schluckte ein »So wie du« herunter, das mir auf der Zunge lag. »Dann brauche ich ja jetzt nur noch meinem Vater zu erklären, wer hier mit meinem Handy telefoniert«, gab ich schnippisch zurück.

»Die Welt wird weder untergehen, wenn du nicht um Punkt zwölf Uhr auf die königliche Klingel des heimischen Schlosses drückst, noch wenn dein Vater erfährt, dass seine Tochter Männerbesuch hat, obwohl sie doch erst nächstes Jahr dreißig Jahre alt wird. Ich hätte da schon eine Idee, wie

wir die Zeit bis dahin nutzen.« Er ließ sich mit einer einladenden Handbewegung zurück aufs Bett fallen.

»Das ist nicht lustig, Paul. Du weißt, dass mir meine Eltern wichtig sind und dass sie nur das Beste für mich wollen.«

»Na bitte, trifft sich doch, das Beste für dich liegt vor dir auf dem Bett«, sagte er.

Ich verdrehte die Augen.

»Schon klar, das Beste ist natürlich, wenn du in die Fußstapfen deines ach so erfolgreichen Vaters trittst. Schließlich ist der auch schon seinem alten Herrn auf den Kanzlei-Thron gefolgt. Und das geht nur, wenn du vierundzwanzig Stunden am Tag in Gesetzestexten blättest.« Er warf einen schnellen Blick auf einen Stapel Akten am Boden, die ich zu Hause bearbeitet hatte.

»Während du dich vierundzwanzig Stunden am Tag auf deine Ausstrahlung verlässt«, erwiderte ich. Ich versuchte, mit Ehrgeiz und Disziplin zu überzeugen, er mit Charme. Leider musste ich zugeben, dass er damit ebenfalls erfolgreich war, vor Gericht und bei mir.

»Viele Wege führen zum Ziel«, stellte Paul fest. »Und gemeinsam sind wir das perfekte Team.«

»Vorausgesetzt, wir hätten irgendeine ernsthafte Art von Beziehung, Paul. Haben wir aber nicht.«

»Noch nicht ...« Seine Mundwinkel verzogen sich zu seinem typischen Gewinnerlächeln.

Bis zu dem einen abendlichen Treffen unter Kollegen hatte ich seiner Anziehungskraft erfolgreich standgehalten. Dann hatte er mich, ganz Gentleman, nach Hause begleitet und war am Ende über Nacht geblieben. Aus diesem One-

Night-Stand hatte sich eine lockere Affäre entwickelt, bei der ich mir ab und an erlaubte, tatsächlich mal loszulassen. Mehr war mit meinem Ziel nicht vereinbar, das hatte ich von Anfang an klargestellt.

Ich ließ die dunkelgraue Schiebetür des begehbaren Kleiderschranks gegenüber dem Bett zur Seite gleiten und suchte nach einem Outfit, das der Kleiderordnung meines Vaters entsprechen würde. Mit einer Hand strich ich über die Bügel, auf denen sich Anzüge und Kostüme in gedeckten Farben und weiße Blusen aneinanderreiheten.

Wortlos griff ich zu einem schlichten, dunkelblauen Etui-Kleid und verschwand erneut im Bad. Das Abtrocknen hatte sich inzwischen von selbst erledigt. Ich zog mich an und nahm das Glätteisen, das immer griffbereit auf der Ablage über dem Waschbecken lag. Es brachte nicht nur Ordnung in meine Haare, die sich sonst bei dem leisesten Hauch von Feuchtigkeit um das Gesicht lockten, sondern auch in meine Gedanken.

Ich war nicht auf der Suche nach einem Mann, bei dem ich entweder als Siegerpokal in der Wohnzimmervitrine oder als Kochlöffel in der Küche enden würde. Ich würde die Kanzlei König fortführen. Punkt.

Zurück im Schlafzimmer, wo Paul inzwischen aufgestanden war und missmutig seine Hose anzog, empfand ich mit einem Mal Mitleid mit ihm. Er hatte seine Brille mit dem dunklen Rahmen aufgesetzt, für die er im Büro zu eitel war. Zusammen mit seinen verwuschelten braunen Haaren gab ihm das genau dieses gewisse Etwas, das mich immer wieder anzog.

»Sehen wir uns heute noch?«

Eines musste man ihm lassen, er gab nicht auf.

»Eher nicht«, antwortete ich. »Ich möchte mich heute Abend noch auf das Meeting mit Goldbach morgen früh vorbereiten. Das Mandat, das er einem von uns übertragen will, ist eine einmalige Chance, Paul. Und die muss ich auf jeden Fall nutzen.« Das könnte ihm so passen, ein abendliches Ablenkungsmanöver, um am nächsten Tag in der Kanzlei selbst als Sieger hervorzugehen.

Er zuckte mit den Schultern. »Dann eben nicht. Wer nicht will, der hat schon.« Schmollend schob er die Unterlippe vor, schnappte sich seine restlichen Sachen und verschwand aus dem Schlafzimmer.

Kurze Zeit später hörte ich die Wohnungstür ins Schloss fallen. »Ich wünsche dir auch noch einen schönen Sonntag«, murmelte ich vor mich hin.

## 2

Um exakt drei Minuten vor zwölf bog ich in das Wohnviertel ein, in dem mein Elternhaus stand. Ich würde pünktlich zum optimalen Sonntagsbraten-Garpunkt eintreffen und hatte damit die erste Klippe schon mal umschiff. Blieb bloß noch die Frage, wie ich Pauls Anwesenheit in meiner Wohnung erklären sollte, ohne dass mein Vater für mich Schutzhaft beantragen oder meine Mutter heute noch damit beginnen würde, eine Hochzeitstorte zu backen.

Ich fuhr vorbei an hohen Hecken und Mauern, über die Dächer und Bäume ragten. Dahinter duckten sich die dazugehörigen Einfamilienhäuser, um sich vor unliebsamen Beobachtern zu verstecken. Angermund, die kostbare Idylle inmitten weitläufiger Wiesen und Felder am Stadtrand von Düsseldorf. Gestört nur vom Lärm der startenden und landenden Maschinen des nahe gelegenen Flughafens. Dafür gab es Straßenschilder aus Holz.

Als ich vor dem Haus meiner Eltern ankam, öffnete sich das dunkelgrüne Tor wie von Zauberhand. Natürlich war der Zauberer mein Vater, der mich hinter dem Bildschirm des Kameraauges erwartete.

Die Fassade strahlte schneeweiß, ursprünglich passend zu der Mauer, die nach all den Jahren von Efeu umrankt war. Moosgrüne Fensterläden rahmten die Sprossenfenster ein, so passte das Haus dann doch wieder zur Mauer. Davor leuchteten die letzten Rosenblüten dieses Spätsommers farbenprächtig in ihren frisch geharkten Beeten. Das Werk meiner Mutter. Willkommen im Hause König!

Der Kies auf dem Vorplatz knirschte unter den Reifen meines Firmenwagens, als ich in einer Reihe neben Papas Geländewagen und Mamas Mini parkte. Wir öffneten gleichzeitig die Tür: mein Vater die des Hauses, ich die des Autos.

»Katharina, wie schön, dass du da bist!«

»Hallo, Papa.« Mit den akkuraten Bügelfalten seiner Sonntagshose verleitete er mich dazu, mit den Händen noch mal mein Kleid glatt zu streichen. Er behauptete stets, die grauen Haare hätte ich ihm beschert. Passend zu meinem Auszug hatten sie sich darüber hinaus auch noch gelichtet. Seinem würdevollen Aussehen tat das aber keinen Abbruch.

Er legte die Hände auf meine Schultern und betrachtete mich aus der Entfernung einer Armeslänge. Wie früher, bevor wir zum Weihnachtsgottesdienst aufgebrochen sind. Als hätte die heilige Agnes, Namenspatronin unserer Pfarrkirche, eine schief gebundene Schleife an meinem Samtkleid jemals gestört. Dann nickte er zustimmend. »Gut siehst du aus. Komm rein. Deine Mutter bringt das Essen gleich auf den Tisch.«

*Glück gehabt. Und er hat nicht mal nach Paul gefragt.*

Ich betrat das Haus, schloss die Tür und folgte ihm geradeaus durch den weitläufigen Flur ins Esszimmer. Meine

Absätze klackerten bei jedem Schritt auf den Fliesen, in denen sich das Licht spiegelte, das durch die bodentiefen Fenster in den Raum fiel. Durch die Scheiben hatte ich einen freien Blick in den Garten, in dem kein Halm aus der Reihe tanzte.

Die Wand zu meiner Linken mit seinen überbordenden Bücherregalen vermittelte den Anschein, sich in der Städtischen Bibliothek aufzuhalten. Gegenüber stand das schwarz glänzende Klavier, bei dessen Anblick ich heimlich die Finger bewegte, nur um sicherzugehen, dass sie sich vom jahrelangen Klavierunterricht vollständig erholt hatten.

Mein Vater war das Fundament dieses Hauses, meine Mutter das Herz. Beide hatten sie auf ihre Art stets das Beste für mich gewollt. Privileg und Verpflichtung. Im Gegenzug war ich bemüht, nicht nur meinen Vater, sondern auch meinen Opa mit Stolz zu erfüllen – auch, wenn er es nicht mehr erleben konnte. Trotzdem hätte ich ab und zu gerne mit meiner Freundin getauscht. Der quirligen Jule, bei der zu Hause – neben ihr – die Geschwister, der Hund und das Chaos regiert hatten.

Ich zählte vier Gedecke. »Oh, habt ihr heute noch jemanden eingeladen?« Noch bevor ich die Frage beendet hatte, überfiel mich schlagartig die Erkenntnis, dass ich frontal auf die nächste Klippe zusteuerte. »Ich schaue schnell, ob ich Mama noch was helfen kann«, murmelte ich mehr zu mir selbst als zu meinem Vater. Ohne seine Antwort abzuwarten, rettete ich mich in die Küche, aus der das Klappern von Geschirr und ein einladender Duft drangen.

Meine Mutter wandte mir den Rücken zu und beugte sich über die Töpfe auf dem Herd.

»Hallo, Mama. Das riecht ja wunderbar.«

»Katharina, wie schön!« Mit dem Kochlöffel in der Hand drehte sie sich um, die Wangen vom Dampf gerötet. Sie drückte mich an ihre Brust, die sie unter einer Kochschürze versteckt hatte.

Für einen Augenblick war ich wieder Kind, ihr Kind. Dann rührte sie weiter in der Bratensauce.

»Ich bin gleich fertig, setz dich doch schon rüber. Hoffentlich hast du deinen neuen Freund mitgebracht, damit wir ihn auch mal kennenlernen.« Sie strahlte mich über die Schulter mit ihrem Mama-Lächeln an.

Im Geiste verfluchte ich Paul ... und ein klitzekleines bisschen auch mich selbst, für meine naive Hoffnung, einen Bogen um dieses Thema schlagen zu können. »Nein, Mama, ich habe niemanden mitgebracht. Wie kommst du bloß darauf?«

»Na ja, ich dachte nur wegen des Gesprächs mit deinem Vater«, wiegelte meine Mutter ab, während sie mich zur Seite schob, um freien Zugang zur Arbeitsplatte zu haben. »Aber das war wohl zu kurzfristig. Der junge Mann hatte sicher noch andere Termine.« Sie drückte mir die Kartoffelschüssel in die rechte und die Gemüseschüssel in die linke Hand. Das gute Geschirr mit dem Goldrand, in dem schon meine Oma sonntags das Essen serviert hatte.

»Sicher. Wir waren ja nur zu einem Arbeitsfrühstück verabredet«, stellte ich klar und trat den Rückweg ins Esszimmer an.

Dort saß der Herr des Hauses inzwischen am Kopf des Mahagonitisches, der mit seiner faltenfreien weißen

Tischdecke einem Staatsbankett zur Ehre gereicht hätte. Mit der Serviette auf dem Schoß beobachtete er mich.

Geräuschvoller als nötig stellte ich die dampfende Fracht auf dem Tisch ab.

Mein Vater sah mich an und hob die rechte Augenbraue. Wie früher. Hatte er eigentlich jemals die linke Augenbraue bewegt?

Hinter mir balancierte meine Mutter die Bratenplatte herein, und wir setzten uns. Das unbenutzte Gedeck stand zwischen uns wie eine stumme Anklage.

»Mama, das hat wirklich wieder sehr lecker geschmeckt«, versuchte ich nach dem Essen, das Gespräch in belanglose Bahnen zu lenken, und legte mein Besteck auf dem Teller ab.

»Das freut mich. Dein Bekannter wäre sicher auch noch satt geworden, so viel, wie noch von dem Braten übrig ist«, erwiderte sie.

*Es hätte ja klappen können ...*

»Kein Wunder, dass du immer schmaler wirst. Möchtest du wirklich nichts mehr?« Sie schob die Platte mit dem Fleisch ein Stückchen in meine Richtung.

»Es passt ehrlich nichts mehr rein. Vielleicht möchte Papa noch einen Nachschlag?« Demonstrativ legte ich die Serviette auf dem Teller ab und schob die Bratenplatte näher an meinen

Vater heran.

»Papa hat gesagt, dein Besuch hörte sich sehr nett an. Nicht wahr, Wolfgang?«

»Ob der nett war, konnte ich ja gar nicht feststellen Susanne, so schnell wie deine Tochter ihm den Hörer aus der Hand gerissen hat. Er hatte ja nicht mal Zeit, seinen

vollständigen Namen zu nennen«, brummte mein Vater dazwischen. »Und Schluss jetzt mit der Bratenschieberei.«

Mit einem energischen Schubs landete die Fleischplatte wieder bei meiner Mutter.

Jetzt war es an mir, eine Augenbraue in seine Richtung zu heben. Sah aber vermutlich nur halb so beeindruckend aus wie bei ihm.

»Woher kennt ihr euch denn?«, bohrte meine Mutter weiter nach.

Ich rutschte auf der Stuhlkante herum und entwickelte ein spontanes Mitgefühl für die Angeklagten im Gerichtssaal. »Der junge Mann heißt Paul, ist nicht mein Freund, aber tatsächlich nett. Wir kennen uns aus dem Arbeitskreis ›Wirtschaftsrecht‹, und er hat mir heute bei einem Arbeitsfrühstück bei der Recherche für ein komplexes Problem geholfen.« Ich hasste es zutiefst, meine Eltern zu belügen, doch alles andere hätte in diesem Fall nur zu Schwierigkeiten geführt.

»Am Sonntag? Hast du denn dafür in der Woche keine Zeit?«

Mamas »Du-arbeitest-zu-viel«-Ton.

»Aus dem Arbeitskreis? Ist der denn auch kompetent genug?«

Papas »Warum-hast-du-denn-nicht-mich-gefragt«-Ton.

Die Mundwinkel meiner Mutter hoben sich fast unmerklich, bevor sie aufstand, um den Tisch abzuräumen. Gedankenlesen war vermutlich eine der Grunddisziplinen in der Mütterausbildung.

Ich stapelte von meinem Platz aus die Teller übereinander und versuchte erneut, das Gespräch in sicheres

Fahrwasser zu lenken. Bei Vaters Lieblingsthema, meiner Karriere, konnte praktisch nichts schief laufen. Hoffte ich zumindest. »Der Chef hat mich und zwei weitere junge Anwaltskollegen für morgen früh zu einem Meeting in sein Büro eingeladen. Es geht um die Bearbeitung eines neuen internationalen Mandates. Er wird einem von uns die Betreuung übertragen. Derjenige hätte dann gute Chancen auf eine Beförderung zum Junior Partner. In meinem Fall zur Junior Partnerin.« Gespannt warf ich den Köder aus und wartete darauf, dass er anbiss.

»Hm. Und?«

»Und was?«, fragte ich.

»Wie stehen deine Chancen? Der alte Goldbach ist ein harter Hund. Das war er schon damals, als wir noch gemeinsam studiert haben.« Er untermalte seine Worte, indem er mit den Fingern auf die Tischplatte klopfte. »Bei Goldbach werden nur die Besten Partner. Nicht umsonst gilt das als Ritterschlag in der Branche. Also die ideale Ausgangsposition für deinen Wechsel zu mir. Ich gehe davon aus, dass du die Beste für das Mandat bist? Du weißt, was dein Opa immer gesagt hat.«

»»Adel verpflichtet.«« Ich seufzte. Opa hatte die Anspielung auf unseren Nachnamen geliebt. »Papa, natürlich bin ich perfekt vorbereitet, wie immer. Ich denke, dass ich gute Chancen habe.«

»Claus Goldbach und ich, wir treffen uns nach wie vor einmal im Monat beim Juristen-Stammtisch, aber was der da so erzählt von den Nachwuchsanwälten ...« Er winkte ab. »Lass dir bloß nicht von irgend so einem mittelmäßigen Kollegen die Butter vom Brot nehmen! Hörst du? Hat dir

dieser Paul etwa bei genau der Vorbereitung geholfen? Denk an meinen Rat, niemals Berufliches und Privates zu vermischen.« Er hob einen Zeigefinger und heftete den Blick auf mich.

Meine Mutter kehrte mit drei Tassen Kaffee aus der Küche zurück, von denen sie zwei an uns verteilte, bevor sie sich mit der dritten wieder setzte.

»Aber, sag mal ...«, fuhr mein Vater fort. Er pustete kleine Wellen über die Oberfläche der tiefbraunen Flüssigkeit, ehe er an der Tasse nippte. »Um noch mal auf diesen Paul zurückzukommen. Die Stimme kam mir am Telefon irgendwie bekannt vor. Wir hatten da in einer meiner Gastvorlesungen an der Uni diesen Studenten. Paul ... Hofmann ... Hausmann ... oder so ähnlich. Ein Spitzbube, der immer versucht hat, sich durchzumogeln, indem er alle um den Finger gewickelt hat. Und seine Ohren hatte der überall.«

So musste sich ein plötzlicher Herztod anfühlen. Warum hatte Paul mir nicht erzählt, dass er meinen Vater persönlich kannte?

»Also bei mir ist er damit selbstverständlich nicht durchgekommen«, stellte mein Vater sicherheitshalber fest.

»War das nicht auch dieser schreckliche Frauenheld, von dem du immer erzählt hast, dass er hinter jedem Rock her war?« Nun wurde das Gespräch auch für meine Mutter interessant.

Was hätte ich jetzt für ein Loch im Boden gegeben! Da war aber keines. Ich griff erst mal zu meiner Kaffeetasse. Mit vollem Mund brauchte ich nichts zu sagen.

»Genau der, Susanne«, antwortete mein Vater. »Wenn ich mich recht erinnere, hat der sich damals auch für Wirtschaftsrecht entschieden. So wie du, Katharina.«

Die Entscheidung war in meinem Fall nicht sonderlich schwergefallen, angesichts der wartenden Kronprinzessinnenstellung in der väterlichen Wirtschaftskanzlei.

»Und ich meine mich sogar zu erinnern, dass er ebenfalls zu *Goldbach & Partner* wollte.« Mein Vater setzte seinen Gerichtsblick auf, mit dem er normalerweise die Zeugen der gegnerischen Partei durchbohrte.

Ich verschluckte mich vor Schreck an dem heißen Kaffee, hustete und schnappte nach Luft.

Meine Mutter sprang auf. Mit einer Hand bearbeitete sie meinen Rücken wie mit einem Teppichklopfer, während sie mich mit der anderen umfasste, als machte sie sich bereit, mir bei Bedarf mit dem Heimlich-Griff das Leben zu retten. Prompt fiel mir die Kaffeetasse aus der Hand. Der Inhalt schwappte wie eine Springflut über den Tisch, sodass mein Vater hastig seinen Stuhl nach hinten rückte. Eine klassische Verkettung unglücklicher Umstände, die einer göttlichen Fügung gleichkam.

»Es tut mir leid. Bleibt sitzen, ich mache das schon.« Ich sprang auf, um einen Lappen aus der Küche zu holen.

In dem Moment, als ich mit dem Tuch zurückkehrte, klingelte es an der Haustür.

»Ach, das ist sicher nur Brigitte von nebenan. Sie wollte sich doch noch die Stecklinge von meinen Rosen abholen, die ich extra für sie vorgezogen habe. Ich bin gleich wieder da.« Meine Mutter sauste hinaus in den Flur.

Ich wischte das Malheur von der Tischdecke auf. Das war vermutlich das erste Mal in meinem Leben, dass ich froh war, Frau Lichtenbergers schrille Stimme zu hören. Sicher war sie weder zufällig noch wegen der Rosenstecklinge hier.

»Hallo, Susanne. Ich störe doch hoffentlich nicht. Ich habe Katharinas Auto gesehen.« Sie erhöhte den Lautstärkepegel noch ein bisschen mehr, sofern das überhaupt möglich war. »Hallo, Katharina, dich habe ich ja schon lange nicht mehr gesehen.«

Genau genommen sah sie mich auch jetzt nicht; das war unmöglich von der Tür aus, an der sie noch stand. »Hallo, Frau Lichtenberger«, rief ich in der gleichen Lautstärke zurück in den Flur, bevor die Haustür unüberhörbar wieder zuklappte.

»Sind denn jetzt hier alle verrückt geworden, oder was? Kann man nicht mal mehr am Sonntag in Ruhe seinen Kaffee trinken?«, polterte mein Vater über den Tisch.

Ich floh mit dem vollgesogenen Lappen in die Küche. Schnell trocknete ich mir die Hände an dem herumliegenden Küchenhandtuch ab und huschte zurück ins Esszimmer. »Also, ich muss dann jetzt auch los. Du weißt ja, das Meeting morgen früh ...«, murmelte ich und drückte meinen Vater zum Abschied.

»Ja, ja, lasst mich jetzt nur alle hier alleine. Und, Katharina ... über diesen Paul reden wir noch mal«, grummelte er, blieb aber sitzen.

»In Ordnung, Papa. Wir sehen uns.« Ich spürte, wie sich seine Blicke in meinen Rücken bohrten. Wenn ich in den letzten neunundzwanzig Jahren eins gelernt hatte, dann war

es, dass aufgeschoben für ihn noch lange nicht aufgehoben war.

Vor dem Haus hatte meine Mutter inzwischen ihren Rosenhandel beendet und kam mir entgegen. »Katharina, du gehst schon? Wie schade!«

»Ich muss leider, Mama. Ich will mich noch ein bisschen auf morgen vorbereiten. Wir sehen uns ja bald wieder.« Ich nahm sie in den Arm und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Danke für das leckere Essen!« Als ich mit offenem Fenster von der Auffahrt fuhr, hörte ich sie rufen:

»Und bring doch nächstes Mal gern den jungen Mann mit.«

### 3

Am Montagmorgen bog ich in die Tiefgarage des Bürogebäudes im Medienhafen ein. Das Auto spiegelte sich bei der Einfahrt in der Glasfront der Fassade. Ich war früh dran. In der letzten Nacht hatten sich die Zweifel an der perfekten Vorbereitung und mein Schlafbedürfnis einen erbitterten Kampf geliefert.

Sobald der Wagen auf dem reservierten Parkplatz stand, schnappte ich mir die Präsentationsunterlagen vom Rücksitz und hastete in Richtung Fahrstuhl. Ich drückte mehrmals nacheinander auf den Knopf mit dem Pfeil nach oben.

In Gedanken schon bei meinem Termin, schob ich mich durch die sich öffnenden Türen. Mit dem Gegenverkehr, der, offenbar ebenso eilig, aus dem Aufzug herausschoss, hatte ich nicht gerechnet. Wir prallten zusammen.

»Entschuldigung, meine Schuld«, murmelte ich und versuchte, mich an dem Mann vorbeizudrücken. Dabei streifte mein Blick sein Gesicht. »Papa, was um alles in der Welt machst du hier?« Vor Schreck ließ ich meine Unterlagen fallen.

»Katharina, das ... Ja ... Ähm ... Heute schon so früh im Büro?« An seinem Hals krochen hektische Flecken hinauf. Er

lockerte den Knoten der Krawatte.

»Ich glaub es ja wohl nicht. Spionierst du mir etwa nach?«

»Nein ... nein, natürlich nicht. Ein geschäftlicher Termin bei dem Kollegen Goldbach. Hatte ich das gestern nicht erwähnt?« Er beugte sich hinunter und reichte mir meine Papiere. Damit gab er die Lichtschanke wieder frei, und die Türen schlossen sich zwischen uns.

Hatte er das? Nachdenklich betrachtete ich mich in der verspiegelten Rückwand und steckte eine vorwitzige Haarsträhne zurück an ihren Platz, die sich aus dem strengen Knoten befreit hatte. Schon öffneten sich die Türen mit einem hellen »Pling«.

Hinter dem halbrunden Tresen saß unsere Empfangssekretärin wie immer vor ihrem Bildschirm, auf den Lippen ihr eigens antrainiertes Begrüßungslächeln. Eine ihrer Kernkompetenzen. Genau genommen war meine Suche nach weiteren Kompetenzen bislang erfolglos verlaufen. Vor dem Tresen wartete die Sitzgruppe aus dunklem Leder auf Mandanten. Ohne anzuhalten, warf ich der Empfangsdame ein freundliches »Guten Morgen, Frau Schmidt« zu.

Sie säuselte mir hinterher: »Guten Morgen, Frau König. Das Meeting mit Herrn Goldbach findet heute im kleinen Konferenzraum statt.«

Ich winkte mit meiner freien Hand ein Dankeschön und eilte weiter über den dicken Teppich, der alle Geräusche verschluckte. Das Großraumbüro, das wir Nachwuchsanwälte uns zu dritt teilten, war leer. Ich atmete tief ein und wieder aus. Drehte mich einmal um die eigene

Achse. Ein ganzes Büro für mich alleine. Nur eines der Privilegien, die einer Junior-Partnerin zustünden.

Bewaffnet mit meinen Aufzeichnungen, erreichte ich den Konferenzraum, in dem meine Kollegin Laura bereits an dem auf Hochglanz polierten Glastisch Platz genommen hatte. Eine kurze Begrüßung, dann setzte ich mich ihr gegenüber und legte meine Unterlagen auf dem Tisch ab. Sie hockte auf der Stuhlkante und knetete die Hände. Wir schwiegen gemeinsam. Was man eben so tat, wenn man auf die Urteilsverkündung des hohen Gerichts wartete.

Paul schneite wie üblich auf die letzte Minute herein und ließ sich neben Laura nieder. Er lehnte lässig auf dem Stuhl und zwinkerte mir zu.

Ich hielt seinem Blick stand. Heute würde ich mit meiner exzellenten Vorbereitung punkten. Alles andere wäre nicht gerecht.

»Guten Morgen, die Damen, Herr Hartmann! Bitte bleiben Sie sitzen.« Der Chef betrat den Raum, schloss die Tür hinter sich und steuerte das Kopfende des Tisches an.

»Guten Morgen, Herr Goldbach«, erwiderten wir dreistimmig.

Er beäugte uns über den Rand seiner Lesebrille hinweg.

Täuschte ich mich, oder blieb sein Blick länger als nötig an mir hängen? Ich deutete das als positives Zeichen und witterte die Chance, mit meiner Präsentation die Messlatte gleich zu Beginn hoch anzulegen. Nicht umsonst hatte ich alle Punkte sorgfältig recherchiert und versucht, jede mögliche Gegenfrage vorherzusehen. Ich erhob mich, räusperte mich kurz und setzte mein vor Gericht mehrfach erprobtes Überzeugungsgesicht auf.

Leider verfehlte dessen Wirkung den Chef, wie es schien, denn er hob die Hand, bevor ich ein einziges Wort gesagt hatte.

»Da Sie alle im Bilde sind, warum ich Sie heute zu mir gebeten habe, möchte ich es kurz machen und auf Ihre Präsentationen verzichten.«

Ich klappte den Mund zu und schaute unschlüssig in die Runde. Laura zuckte fast unmerklich mit den Schultern. Paul starrte gebannt auf unseren Chef. Da Goldbach sich seinerseits erhob, um seine Ausführungen fortzusetzen, nahm ich unverrichteter Dinge wieder Platz. Mein Herz hämmerte so laut, dass ich befürchtete, jeder im Raum könne es hören.

»Ich bin sicher, dass Sie alle fundierte Präsentationen vorbereitet haben, aber meine Entscheidung ist bereits gefallen. Aufgrund Ihrer bisherigen Leistungen habe ich mich entschieden, das neue Mandat Herrn Hartmann zu übertragen.«

Er pausierte kurz, bevor er fortfuhr: »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche Verantwortung mit der Betreuung der Rechtsgeschäfte eines international agierenden Baukonzerns einhergeht. Und welche Chance das für Sie bedeutet. Aber ich bin mir sicher, dass Sie mit Ihrem unbestrittenen Charisma und Ihrem Händchen für den Umgang mit unseren Mandanten genau die richtige Wahl sind.«

Paul sprang auf. »Herr Goldbach, vielen Dank für Ihr Vertrauen! Ich bin mir sicher, Sie werden es nicht bereuen.«

Sie reichten sich die Hand.

Laura erhob sich ebenfalls und gratulierte Paul. Sie wirkte fast ein bisschen erleichtert und schenkte ihm ein

Lächeln, das in meinen Augen auffällig strahlend ausfiel.

Ich hätte auch gerne etwas gesagt, aber ich wusste nicht, was. Stattdessen starrte ich auf meine nutzlosen Unterlagen.

Goldmann richtete das Wort an mich. »Frau König, Sie würde ich bitten, noch kurz hierzubleiben.«

Das kam mir entgegen, verhielten sich mein Stuhl und ich doch in diesem Augenblick wie zwei Magnete, die sich gegenseitig anzogen. Ich war mir sicher, am Tiefpunkt angelangt zu sein.

Paul verließ mit Laura den Konferenzraum, nicht ohne mir noch mal sein Gewinnerlächeln zuzuwerfen.

»Ich hätte da ganz aktuell noch einen Spezialauftrag, und ich denke, dass Sie dafür genau das richtige Fingerspitzengefühl haben.« Mein Chef legte die Hände zur Merkelraute zusammen.

Bei dem Wort »Spezialauftrag« glomm ein Funken Hoffnung in mir auf. Ich räusperte mich. »Und über welche Art von Auftrag sprechen wir hier?«

»Unsere Kanzlei soll für einen Mandanten vor Ort einen Grundstückskauf vorbereiten.«

Ein Grundstückskauf gegen die Betreuung eines internationalen Baukonzerns? Das hörte sich eher nach einem Abstellgleis als nach einem Schnellzug für meine Karriere an. Es sei denn, das Grundstück lag in Dubai.

»Es handelt sich konkret um ein Baugrundstück in Norddeutschland. Unser Mandant möchte dort ein Ferienquartier errichten. Urlaub in der Heimat, wo es am schönsten ist, direkt vor der Haustür und so weiter. Sie wissen schon ...« Goldbach versuchte offenbar, die

Stimmung zu heben, indem er über seinen eigenen Witz lachte.

»Vielleicht könnten Sie Norddeutschland noch ein bisschen weiter eingrenzen?«, hakte ich wenig hoffnungsvoll nach.

»Greetsiel, ein kleines Fischerdorf in Ostfriesland. Sehr beliebt bei den Urlaubern.«

Der glimmende Funke in mir erlosch.

»Unser Mandant möchte bei den Kaufverhandlungen namentlich nicht gleich in Erscheinung treten. Außerdem vertraut er auf die fachliche Kompetenz unserer Mitarbeiter in der Abwicklung von Immobiliengeschäften.«

Ich schaute hinüber zu der Glasfront, durch die man einen Ausblick bis auf den Rhein hatte. Ich beabsichtigte nicht, dem Fluss bis zu seiner Mündung in die Nordsee zu folgen. Und nicht mal der Rhein floss bis nach Ostfriesland, sondern bog vorher in Richtung Niederlande ab.

»Ich weiß Ihr Angebot sehr zu schätzen, Herr Goldbach. Allerdings kommt das jetzt ein bisschen plötzlich, und da wären ja dann auch noch meine anderen laufenden Verfahren«, wandte ich ein. Meine eigene Stimme klang fremd in meinen Ohren.

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken.« Er winkte ab. »Selbstverständlich hätte dieser Auftrag absolute Priorität. Das Grundstück gehört wohl einer ortsansässigen Familie namens ... Wo habe ich es gleich notiert ...?« Das Rascheln des Papiers war das einzige Geräusch im Raum. »Da haben wir es: Familie Jensen. Wie mir zugetragen wurde, könnte das Grundstück für die Zwangsversteigerung vorgesehen sein.«

Claus Goldbach senkte die Stimme, obwohl die Glastür zwar durchsichtig, doch absolut schalldicht war. »Finanzielle Probleme, aber das bleibt unter uns. Sie würden das natürlich vorab mit einer Grundbucheinsicht vor Ort verifizieren.« Das Zwinkern sollte womöglich vertraulich wirken, sah jedoch eher aus, als wäre ihm etwas ins Auge geflogen.

»Um Ihre anderen Mandanten kann sich Herr Hartmann während

Ihrer Abwesenheit kümmern«, sagte er.

Das würde Paul gefallen. Und überhaupt, seit wann hatte *Goldbach & Partner* es denn nötig, Hausmannskost in der ostfriesischen Gerüchteküche zu kochen? Mit einer Grundbucheinsicht vor Ort im Zeitalter der Digitalisierung? Mich beschlich das Gefühl, dass hier irgendetwas nicht mit rechten Dingen zugging.

Er federte mit der Rückenlehne seines Stuhls nach hinten. »Schlafen Sie eine Nacht darüber, Frau König. Anderenfalls müsste ich Sie leider damit betrauen, dem Kollegen Hartmann mit vorbereitenden Tätigkeiten zur Hand zu gehen.«

Ich raffte meine Unterlagen zusammen, nickte, schob den Stuhl zurück und schritt so hoheitsvoll wie möglich in Richtung Tür. Dabei schlugen die Gedanken in meinem Kopf Purzelbäume.

»Ich höre dann morgen von Ihnen«, tönte es hinter mir.

»Ja. Bis morgen«, murmelte ich, sammelte mich kurz auf dem Flur und kehrte in unser Büro zurück.

Paul saß auf Lauras Schreibtischkante. Er hatte sein Gewinnerlächeln immer noch nicht abgelegt und sonnte sich

in ihrer Aufmerksamkeit.

Geräuschvoll knallte ich diese bescheuerte Präsentation, die ich den ganzen Morgen bei mir getragen hatte, auf die Tischplatte. *Alles umsonst.*

Paul zuckte zusammen und drehte sich zu mir um. »Na, na, wer wird denn da gleich schlechte Laune haben? Mein Reden: Du siehst das viel zu verbissen. Dieses Mal war ich einfach der Bessere.« Sein Lächeln verbreiterte sich zu einem frechen Grinsen. »Lust auf Mittagessen unten am Hafen, die Damen? Ich gebe zur Feier des Tages eine Runde aus.« Mit einem Blick in

meine Richtung fügte er hinzu: »Gutes Essen soll ja bekanntlich auch die Stimmung heben.«

»Nein danke.« Auf keinen Fall würde ich mich mitten im Büro provozieren lassen. Das könnte ihm so passen! So verlockend die Mittagspause in einem der kleinen Bistros im Medienhafen auch zu sein schien mit ihrem Ausblick auf die Gebäudemischung aus modernem Glas und alten Fabrikgebäuden und die meist spiegelglatte Wasseroberfläche vor der Tür. Heute hatte ich die Nase voll von Wasser – und von Paul sowieso.

Es gab nur einen einzigen Menschen, auf den in solchen ausweglosen Fällen immer Verlass war. Sobald die beiden außer Sichtweite waren, kramte ich mein Handy aus der Tasche hervor und schrieb eine Nachricht an meine Freundin Jule.

Mädelsabend? Heute nach Feierabend?

Die Antwort kam prompt:

Geht klar. Komm vorbei, ich koche uns was :-).

Sollte der Rhein doch fließen, wohin er wollte, aber sicher ohne mich.

## 4

Ich drückte auf die Klingel an dem gelb gestrichenen Altbau. *Julia Wiedemann*, stand auf dem Schild darüber. Sie passte perfekt in dieses Viertel. Bunt, kreativ, unkonventionell – einfach Jule. Der Öffner brummte, und ich lehnte mich gegen die schwere Holztür. Der Flur war unter dem Treppenaufgang wie gewöhnlich vollgestellt mit Fahrrädern und Kinderwagen, auf den Fußmatten sammelten sich Schuhe in allen Größen und Farben.

Ich stieg die Treppe hinauf. Unter meinen Füßen knarzten die Holzstufen. Auf halbem Weg trat ich ans Geländer und richtete den Blick durch die Mitte nach oben, wo ich den roten Lockenkopf meiner Freundin entdeckte.

»Hallo, Kathi, komm rauf! Pizza ist gleich fertig«, rief sie aus dem dritten Stock durch den Flur nach unten. Das störte hier niemanden. Im schlimmsten Fall klingelte es später an ihrer Tür, und ein hungriger Nachbar lud sich selbst ein. Auch das war in diesem Haus normal.

Oben angekommen duftete es schon durch die angelehnte Wohnungstür. Jules Kochkünste waren bisweilen so unkonventionell wie sie selbst, aber ihre Pizza-Kreationen schmeckten himmlisch. Ich schob die Tür auf und trat ein.

Im Flur ließ ich meine Tasche auf den Boden gleiten und streifte mir die Pumps von den Füßen. Mit ein bisschen Glück fiel damit gleichzeitig ein Teil der Sorgen von mir ab.

Ein leises Summen drang an mein Ohr. Ich folgte der Melodie in die Küche. Sicher einer der Songs, die Jule im Gospelchor der Kirchengemeinde sang, dem sie seit Kurzem angehörte. Auf meinem Weg durch das bunt zusammengewürfelte Mobiliar umrundete ich einige Kartons. Ein Charaktermerkmal, das alle Wiedemanns einte: Sie sammelten Gegenstände, die man nicht mehr brauchte, aber durchaus in ferner Zukunft mal wieder brauchen könnte.

»Hallo, Jule.« Ich drückte ihr einen Kuss auf die pausbackige Wange. »Wie schön, dass du heute Zeit für mich hast!«

»Immer gerne zu deinen Diensten.« Sie salutierte mit dem dicken Topfhandschuh an ihrer Stirn und balancierte mit der anderen Hand das heiße Blech mit der bereits in Stücke zerteilten Pizza zum wackeligen Holztisch, an dem wir schon so manche vermeintliche Lebenskrise bewältigt hatten.

Halbherzig zog ich meine Mundwinkel nach oben, um ihr Lachen zu erwidern. Es gelang mir offenbar nicht besonders, denn sie nahm mich wortlos in die Arme und drückte mich auf einen der bunten Holzstühle, die um den Tisch standen.

»Es hat nicht geklappt, oder? Du hast das Mandat nicht bekommen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

Sie setzte sich und griff nach einem Stück Pizza. Als ich mich nicht rührte, um ebenfalls zuzugreifen, verdrehte sie

die Augen, stand noch mal auf und reichte mir mit ihrer freien Hand einen Teller und Besteck aus dem Schrank.

Wir waren wie Yin und Yang, grundverschieden und doch wie zwei perfekt ineinandergreifende Puzzle-Teile.

»Was soll das heißen? Nein? Du warst dir so sicher und warst so gut vorbereitet. Was ist schiefgelaufen?« Sie ließ die Hand mit der angebissenen Pizza sinken.

Ich hatte mir inzwischen den Teller gefüllt und zögerte meine Antwort hinaus wie die langen Käsefäden, die ich mit der Gabel produzierte.

»Wer hat dir den Krieg erklärt? Paul, der Schleimer, dein allwissender Vater oder etwa der alte Goldbach höchstpersönlich? Nun spuck es schon aus.« Ihre Gesichtsfarbe hatte sich mittlerweile dem Ton ihrer Haare angepasst. Sie stopfte sich den Rest ihres Pizzastücks in den Mund.

Bevor sie sich weiter in ihre Empörung hineinsteigerte, erzählte ich ihr die ganze Geschichte. »Der Tag hat schon so merkwürdig begonnen. In der Tiefgarage bin ich vor dem Aufzug mit meinem Vater zusammengestoßen.«

»Nur, dass ich das richtig verstehe ... In der Tiefgarage von deinem Büro? Mit deinem Vater?« Ungläubig richtete sie den Blick auf mich.

Ich ignorierte die Fragen und sprach weiter. Über Goldbachs plötzlichen Verzicht auf die Präsentationen, Pauls unverdienten Sieg und meinen Trostpreis, eine Reise nach Ostfriesland. Und über die Aufgabe, für den großen Unbekannten die finanzielle Notlage irgendeiner Familie aus diesem Dorf auszuspähen. Dann war die Pizza aufgegessen.

»Ach, Jule, irgendwas stimmt doch da nicht. Die ganze Vorbereitung umsonst. Stattdessen zaubert der Chef plötzlich ein Grundstück in Ostfriesland aus dem Hut?« Ein paar Tränen rollten mir die Wangen hinab.

»Und jetzt? Was willst du tun?«, fragte Jule, ergriff über den Tisch meine Hände und drückte sie.

»Eins weiß ich sicher. Ich lasse mich auf keinen Fall an den Arsch der Welt abschieben, während Paul hier die Lorbeeren erntet.«

»Gibt es denn eine Alternative?« Sie ließ mich los und hatte offenbar beschlossen, dass dies ein Fall für den Schokoladen-Notvorrat war. Ihr Allheilmittel. Manchmal half es sogar. Aber ob das heute klappen würde?

»Goldbach kann wen anders nach Ostfriesland schicken, und ich helfe Paul bei dem neuen Mandat. Dann habe ich wenigstens alles unter Kontrolle.« Mit etwas Schokolade schob ich den Kloß in meinem Hals hinunter.

Entrüstet sprang Jule auf und baute sich mit in die Hüfte gestemmt Armen vor mir auf.

Vor Schreck vergaß ich, weiter zu kauen.

»Katharina König. Das. Ist. Nicht. Dein. Ernst.« Sie blitzte mich aus ihren grünen Augen an. »Was ist denn los mit dir? Das ist doch unter Garantie ein abgekartetes Spiel. Glaubst du echt an dieses plötzlich aufgetauchte Grundstück? Vielleicht auch gleich noch an den Weihnachtsmann?«

Ihre Stimme überschlug sich beinahe. Sie sah mich an, atmete einige Male ein und aus und fuhr dann in ruhigerem Ton fort: »Ganz ehrlich, Kathi. Was um alles in der Welt sollte dein Vater denn zufällig bei Goldbach zu tun haben?

Und erst dieser schleimige Paul ... Steigt mit dir ins Bett und jetzt hat er die Nase vorn. Der nutzt dich doch nur aus.«

Die Schokolade war inzwischen von alleine in meinem Mund geschmolzen. Ich schluckte. »Das glaube ich nicht, Jule. Mein Vater war doch immer für mich da und hat mich noch nie angelogen. Und Paul ...«, ich dachte an seine verwuschelten braunen Haare gestern Morgen in meinem Schlafzimmer, »... der ist in Wirklichkeit gar nicht so, wie er auf den ersten Blick zu sein scheint«, verteidigte ich die Verdächtigen und irgendwie auch mich selbst.

Jule gab ein verächtliches Grunzen von sich. »Natürlich nicht. Der ist auf den zweiten Blick noch schlimmer.« Sie setzte sich wieder hin. »Dann ist es ja kein Problem, sie zur Rede zu stellen.«

»Wen?«

Jule warf die Arme in die Luft. »Na, Paul? Deinen Vater?«

»Wie soll das gehen?«

»Du setzt dich in dein Auto, fährst hin, klingelst und erhebst Anklage. Wer von uns ist denn hier die Anwältin?«

»Jetzt? Sofort?« Ich schaute Jule an, und mir war klar, sie meinte das ernst.

»Nein, nächste Woche.« Sie schüttelte ihre Locken. »Natürlich jetzt. Ich denke, du musst dich bis morgen entscheiden?«

Das war nicht ganz das, was ich mir von dem Abend erhofft hatte. Aber es wäre nicht das erste Mal, dass sie mich mit einem freundlichen Tritt in den Allerwertesten auf den richtigen Weg beförderte.

»Wenn du meinst ...«, gab ich nachdenklich zurück. Mit etwas Glück stellte sich das alles bloß als harmloses Missverständnis heraus, und meine Welt wäre wieder in Ordnung.

»Meine ich.«

Damit war die Sache beschlossen.

Keine zehn Minuten später saß ich in meinem Firmenwagen und steuerte diesen in Richtung Paul. Wenn überhaupt, dann steckte er dahinter. An der Ehrlichkeit meines Vaters wollte ich auf keinen Fall zweifeln.

Um diese Zeit herrschte kaum Verkehr. Ich erreichte die Straße, in der Paul wohnte, ehe ich dazu kam, es mir anders zu überlegen. Die Dämmerung wurde nur von den Straßenlaternen und vereinzelt erleuchteten Fenstern durchbrochen. Als ich um die Ecke bog, erspähte ich einen freien Parkplatz fast genau vor seinem Haus. Wenn das kein Zeichen war!

Ich drückte das Gaspedal durch und schoss auf die Lücke zu. Ein kurzer lauter Knall, dann war es still. Nachdem ich den Schock so weit verdaut hatte, dass mein Körper mir wieder gehorchte, öffnete ich erst das eine, dann das andere Auge und wagte einen Blick durch die Windschutzscheibe.

Der rechte Kotflügel bildete eine Einheit mit der Motorhaube eines anderen Fahrzeuges. Wie ein U-Boot im Meer war es aus einer Tiefgaragenausfahrt aufgetaucht. Ein dunkler Audi, der meinem Wagen verdammt ähnlich sah. Mit zitternden Fingern schnallte ich mich ab. Der Pulsschlag rauschte in meinen Ohren.

Langsam öffnete ich die Fahrertür und stieg aus. Ich schlich auf wackeligen Beinen um die Front meines Autos

herum und bückte mich, um einen Blick auf das gegnerische Nummernschild zu werfen. *D-GP*, Goldbach und Partner. Offenbar hatte das Schicksal die Sache mit dem Treffen wörtlich genommen. Ich richtete mich wieder auf.

Aus dem anderen Fahrzeug stieg niemand Geringerer als Paul Hartmann. »Katharina, um Gottes willen, ist dir was passiert?« Er umrundete unsere Autos mit schnellen Schritten und starrte mich ungläubig an.

»Nein ... nein ... alles in Ordnung«, stotterte ich. Das bezog sich aber genau genommen nur auf mögliche körperliche Schäden, denn ansonsten war gerade gar nichts in Ordnung.

»Was um alles in der Welt machst du hier?«

»Einen Parkplatz suchen.« Bescheuerte Antwort.

»Und warum wolltest du hier parken?« Noch bescheuertere Frage.

»Mensch, Paul, stell dich doch nicht dümmer, als du bist. Ich wollte zu dir.«

»Zu mir? Habe ich irgendetwas verpasst? Also ... nicht, dass du denkst, ich würde mich nicht freuen, aber waren wir denn verabredet?«

Entgegen seiner sonstigen Selbstsicherheit wirkte er merkwürdig nervös auf mich. Ob er den Grund meines Besuches ahnte? Vielleicht hatte ihn auch nur der Unfall geschockt.

»Ich dachte, du bereitest dich auf deine Dienstreise vor? So wie sonst auch immer«, sagte er.

In diesem Augenblick schwappte meine Wut über den Deich, der sie bislang zurückgehalten hatte. Ich funkelte ihn an. »Moment mal, Paul, ich hatte die Reise dir gegenüber mit

keinem Wort erwähnt. Woher weißt du überhaupt davon? Steckst du also doch dahinter! Das hätte ich mir ja denken können. Ich hoffe, du hattest deinen Spaß mit mir.« Meine Stimme hallte durch die Häuserfronten der menschenleeren Straße.

»Wohinter stecke ich?«, fragte er, und es klang ehrlich erstaunt. Wenn ich nur nicht schon mehr als einmal Zeuge seiner Schauspielkünste geworden wäre.

»Jetzt tu doch nicht so! Hinter diesem ominösen Immobiliengeschäft natürlich, das unbedingt von mir erledigt werden muss.« Meine Lautstärke hatte sich kein bisschen vermindert.

Über uns erstrahlte ein Lichtschein. Ein Fenster wurde geöffnet. »Hallo, was ist denn da unten los? Brauchen Sie Hilfe? Soll ich die Polizei rufen?«

»Nein, nein. Alles in Ordnung. Wir wickeln das unter uns ab. Vielen Dank.« Paul bemühte sich, den Anwohner zu beschwichtigen, der sein Fenster daraufhin tatsächlich wieder schloss. »Katharina, jetzt beruhige dich doch mal. Du weckst noch die ganze Straße auf.«

»Ich soll mich beruhigen? Nicht, bevor du mir hier und jetzt erklärst, was du mit dieser plötzlichen Dienstreise zu tun hast. Ich höre ...«

Im selben Moment glomm die Innenbeleuchtung seines Fahrzeugs auf. Jemand hatte die Beifahrertür geöffnet und versuchte, sich aus dem Auto zu schleichen. Und dieser Jemand war mir nicht unbekannt.

»Ach, sieh mal einer an, Laura. Da bin ich ja gerade richtig gekommen.« Mein bis dato stetig steigender Wutpegel wich schlagartig der Fassungslosigkeit. Jule hatte

mal wieder recht behalten. Ich ärgerte mich über mich selbst. Paul war offenbar doch genauso intrigant, wie er auf den ersten Blick wirkte. Und obendrein ein Frauenheld. Zwei Affären gleichzeitig waren eine zu viel.

Laura steckte nach wie vor halb in der nur einen Spaltbreit geöffneten Beifahrertür und piepste heraus: »Darf ich auch mal was sagen?«

»Bitte, setz dich wieder in den Wagen«, flehte Paul sie an.

»Halt einfach die Klappe.« Ich schluckte. »Haltet beide einfach die Klappe. Weißt du was, Paul?« Inzwischen war Ruhe eingekehrt, und ich rang um Fassung. »Du kannst das Mandat dieses Baukonzerns geschenkt haben und Laura gleich dazu. Ich hoffe, du beißt dir die Zähne aus, an beiden. Ich werde an diese verfluchte Nordseeküste fahren, und was immer mich da erwartet: Ich kriege das hin. Du wirst schon sehen, und dann kannst du dich warm anziehen.«

Würdevoll baute ich mich zu meiner vollen Größe von immerhin einem Meter fünfundsechzig auf. Die Schuhe nicht mitgerechnet.

»Katharina, bitte, so glaub mir doch, ich war genauso überrascht von Goldbachs Entscheidung wie du ...« Ein letzter kläglicher Rettungsversuch.

Eigenwillige Strategie, um mich von einer Beziehung mit ihm zu überzeugen, für die wir aus seiner Sicht erst gestern noch das perfekte Team waren. Ich hatte genug gehört.

»In der Zwischenzeit darfst du dich gerne um die beiden Firmenwagen kümmern. Die Straßenverkehrsordnung dürfte dir bekannt sein, damit wäre die Schuldfrage wohl geklärt.« Ich drehte mich um, räumte ein paar persönliche Dinge aus

dem Auto in meine Handtasche, hängte sie mir über die Schulter und warf ihm die Schlüssel vor die Füße.

Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, war keine Spur von einem Gewinnerlächeln in seinem Gesicht zu erkennen. Stattdessen stand er da wie ein begossener Pudel.

Währenddessen erinnerte sich das Universum wohl wieder an seine Bewohnerin Katharina König und schickte ein freies Taxi mit leuchtendem Schild um die Ecke. Ich winkte den Wagen heran und stieg ein, ohne Paul eines weiteren Blickes zu würdigen. Nachdem ich dem Fahrer meine Adresse genannt hatte, zückte ich das Handy. Zwei Nachrichten beendeten diesen furchtbaren Tag.

Eine sandte ich an Jule:

Du hattest recht. Ich fahre.

Die zweite verschickte ich an meinen Chef:

Habe mich entschieden, den Auftrag anzunehmen. Bitte senden Sie mir die erforderlichen Unterlagen per Mail.

Bei dem Wort »Mail« schlug ich mir mit der flachen Hand vor die Stirn. Ich hatte meinen Laptop im Auto vergessen. Danke für nichts, Paul! Noch mal umzudrehen und dem Verräter ins Gesicht zu sehen kam auf keinen Fall infrage. Ich hatte das Handy, alles Weitere würde sich schon finden. Ändern ließ es sich ohnehin nicht mehr.

Zaghaft stahl sich bei dem Gedanken an die bevorstehende Herausforderung ein kleines Lächeln in meine Mundwinkel.

## 5

Ich schlang die Arme um meinen Oberkörper und trat von einem Bein auf das andere. Wie lange war es her, dass ich zum letzten Mal auf einem Bahnsteig gefroren hatte, noch dazu so früh am Morgen? Damals hatten die Zahlenplättchen der Anzeigetafel über meinem Kopf im Minutentakt geklackert. Heute verursachte die Digitalanzeige keine Geräusche mehr. Die Verspätungen waren trotzdem geblieben.

Kurz überlegte ich, ob mich ein Coffee-to-go aufwärmen würde. Angesichts meines Misstrauens gegenüber den hygienischen Bedingungen der Bahnhofsumgebung sah ich dann aber doch lieber davon ab. Für einen Aufenthalt in einem Café reichte die Zeit nicht, da ich vor der Taxifahrt zum Bahnhof dringend die Haare hatte glätten müssen. Prioritäten waren das A und O im Leben.

In diesem Moment hätte ich ein Königreich für meinen Audi gegeben. Die Sitzheizung hochdrehen, mich in die Polster fallen lassen und dem Klang der Musikanlage lauschen ...

Stattdessen schepperte eine Durchsage aus dem Lautsprecher und riss mich aus meinen Gedanken: »*Meine*

*Damen und Herren, auf Gleis siebzehn fährt ein der ICE nach Emden-Hauptbahnhof über Münster und Rheine. Abfahrt 8:02 Uhr. Heute zwanzig Minuten später. Grund dafür ist eine Verspätung aus vorheriger Fahrt. Achtung, Zugbetrieb. Halten Sie Abstand von der Bahnsteigkante und betreten Sie den gekennzeichneten Bereich erst nach Halt des Zuges.»*

Das Bremsgeräusch des einfahrenden Zuges schmerzte in meinen Ohren. Kaum hatten sich die Türen geöffnet, rannten die Menschen um mich herum los, als hätten sich bei einem Pferderennen die Startboxen entriegelt. Ich zerrte meinen wenig kooperativen Trolley hinter mir her. Mehrfach drohte ich diesem eigenwilligen Gepäckstück lautlos die Kündigung unserer Freundschaft an.

Eingekeilt in einem Bienenstock voller Menschen ignorierte ich die Informationen des Wagenstandanzeigers und flüchtete in den nächstbesten Waggon. Offenbar ein verbreitetes Phänomen, denn der Mittelgang war verstopft mit Fahrgästen, die in entgegengesetzte Richtungen unterwegs waren. Alle murmelten Entschuldigungsfloskeln und bemühten sich, Frontalzusammenstöße zu vermeiden.

Erleichtert schob ich schließlich die Verbindungstür in die erste Klasse auf und suchte nach der Sitznummer des Online-Tickets. Ich hangelte mich an den Lehnen entlang, während meine Augen über die Zahlenanzeigen an den Gepäckfächern glitten und zum guten Schluss am Ziel hängen blieben. Das Problem war nur, dass der Schluss nicht gut war.

Auf der von mir gewünschten Sitzgelegenheit hatte sich ein Anzugträger mittleren Alters niedergelassen. Der richtete

trotz mehrmaligen Räusperns meinerseits sein Augenmerk unbeirrt weiter auf das vor ihm ausgebreitete Ersatzbüro aus Laptop und Unterlagen. »Entschuldigen Sie bitte«, sprach ich ihn höflich an, »Sie sitzen auf meinem Platz.«

Keine Reaktion.

Ich verfluchte Paul, der mir diesen ganzen Schlamassel hier überhaupt eingebrockt hatte. Das half leider wenig, außer dass es meine Laune zusätzlich verschlechterte.

Versuch Nummer zwei. »Junger Mann, Sie sitzen auf meinem reservierten Platz. Würden Sie so freundlich sein und sich einen anderen freien Sitz suchen?«

Er hob den Kopf im Zeitlupentempo. Offenbar gehörte er zu der Spezies »Platzhirsch«, deren Exemplare davon ausgingen, dass die Welt sich hauptsächlich um sie drehte.

»Junge Frau«, er musterte mich eingehend, »das hier ist ganz sicher nicht Ihr Platz. Wenn Sie mich also bitte nicht weiter stören würden ... Wie Sie sehen, bin ich sehr beschäftigt.«

Inzwischen stellte die ältere Dame neben mir ungeniert ihr Hörgerät lauter, und ich registrierte, wie der Fahrgast hinter mir seine Zeitung raschelnd zusammenfaltete.

Wortlos hielt ich dem Platzhirsch mein Handy unter die Nase. Immer schön die Contenance bewahren.

»Was soll das werden? Möchten Sie mit mir die Kontaktdaten austauschen? Sagen Sie das doch gleich.« Ein Platzbesetzer mit Sinn für Humor.

Mit äußerster Beherrschung zog ich das Telefon zurück und las ihm den Bildschirminhalt in der Geschwindigkeit eines Erstklässlers vor: »*S-i-t-z-p-l-a-t-z-n-u-m-m-e-r*.« Ich atmete tief durch und zählte in Gedanken bis drei. Dabei fiel

mein Blick nacheinander auf das Display und die Gepäckablage über ihm. Ein Zahlendreher. Mist! Das Blut schoss mir ins Gesicht. Der Platzhirsch besetzte keineswegs meinen Platz.

Mir blieben genau zwei Handlungsoptionen. Ich entschuldigte mich oder zog die Angelegenheit durch. Um einen kläglichen Rest an Würde zu wahren, entschied ich mich für Letzteres. »Die Klügere gibt nach«, stellte ich fest.

Der Platzhirsch, das Hörgerät und vermutlich auch die Zeitung hinter mir starrten mich an.

Ich starrte mangels Alternativen zurück, bevor ich mein Gepäck eine Reihe weiter zerrte und mich auf den korrekten Platz plumpsen ließ. Das Gesicht notdürftig hinter dem Handy versteckt, überprüfte ich den Eingang einer Nachricht aus der Kanzlei.

So langsam war es an der Zeit, dass Frau Schmidt mir die Daten der gebuchten Unterkunft mitteilte. Fehlanzeige. Nichts Neues, abgesehen von Pauls Versuchen einer Kontaktaufnahme, die ich allesamt ungelesen löschte. Das Tipperäusch hinter mir, das der Platzhirsch beständig erzeugte, verstärkte die Sehnsucht nach meinem eigenen Laptop.

Der Schaffner lenkte mich ab. Einmal durch die Schiebetür in unseren Waggons marschiert, fixierte er mich wie eine Zielscheibe und steuerte auf meinen Platz zu. »Fahrkartenkontrolle.«

Vielleicht hatte ich ja ein typisches Schwarzfahrer-Gesicht, das ihn dazu veranlasste, sich genau meine Fahrkarte anzuschauen. Ich wählte auf dem Display die

gewünschte Ansicht. Nicht auszudenken, wenn ich statt des Laptops das Handy vergessen hätte.

Er schaute unter seiner Dienstmütze hervor und nickte zufrieden. »Vielen Dank. Ein Hinweis für die Dame: Beim nächsten Mal nach Einnahme des Sitzplatzes auf unserer App den Reisebeginn bestätigen. Die Information erscheint auf meinem Bordcomputer, und die Kontrolle entfällt.« Er tippte sich an die Mütze und setzte seinen Marsch fort.

Glück gehabt. Kein Schwarzfahrer-Gesicht, sondern nur aus der Übung. Da mir nichts Besseres einfiel, lud ich die besagte App herunter und hielt Ausschau nach weiteren bahnbrechenden Neuigkeiten. Siehe da, mit einem Klick wurden Getränke und Snacks aus dem Bordrestaurant an den Platz geliefert.

Im Vertrauen auf die hygienische Bordküche und weil mein Koffeinspiegel auf einen historischen Tiefstand zusteuerte, eilte wenig später eine freundlich lächelnde Zugfee mit einem Cappuccino durch den Gang. Das wiederholte sie auf Knopfdruck mit dem gleichen Gesichtsausdruck ein weiteres Mal.

In dieser Hinsicht teilte sie die Kernkompetenz von Frau Schmidt. Leider, was unsere Sekretärin betraf, wie sich erneut herausstellte, deren einzige nennenswerte Fähigkeit. Ein nochmaliger Blick auf meine Nachrichten hatte mir weiterhin genau nichts offenbart. Ich versuchte es mit einem Anruf, ehe ich zum Schluss noch in Greetsiel unter einer Brücke campieren musste.

Das Freizeichen tutete an meinem Ohr, bis ich kurz vor einem Tinnitus stand. Mit einem Wisch über das Display

trennte ich die Verbindung und hinterließ ihr eine Textnachricht. Der Platzhirsch tippte immer noch.

Ich versuchte, mich mit der Aussicht aus dem Fenster abzulenken. Inzwischen war das Grau der Innenstädte des Ruhrgebietes einer grünen Einöde gewichen. Das Wort »Aussicht« beinhaltet normalerweise, dass es etwas zu sehen gab. Hier war plattes Land mit ein paar Kühen, Schafen und den obligatorischen Windrädern obendrauf das Einzige, was vor dem Zugfenster vorbeiflog. Ein Paradies für romantisch veranlagte Menschen.

Leider gehörte ich nicht zu dieser Gruppe. Ich würde mich nicht über einen Fuchs und einen Hasen wundern, die sich an diesem Abend da draußen eine gute Nacht wünschten. Wenigstens erweckte die Einöde nicht den Eindruck, als kündigten sich hier weitere Katastrophen an ... sofern Frau Schmidt endlich die Brückenfrage klärte.

Die Zeiger der großen Uhr an der Front des zweiten Bahnhofsgebäudes, vor dem ich mich wiederfand, zeigten halb zwölf. In meinen Pumps stöckelte ich um die Pfützen auf den Pflastersteinen des Vorplatzes und wich gleichzeitig den Fahrrädern aus. Keine leichte Aufgabe, denn es gab hier sehr viele davon. Von den Fahrrädern *und* den Pfützen.

Mit einer Hand lenkte ich den weiterhin unkooperativen Trolley, mit der anderen bändigte ich meine Haare, die der Wind mir ins Gesicht wehte. Ich benötigte dringend ein Taxi, das mich nach Greetsiel chauffierte. Aber alles, was ich entdeckte, war eine historische Dampflok am Rand des Platzes.

Der Wind trieb dunkle Wolken vor sich her. Ich zog den Gürtel um meinen Sommermantel enger. Ein

Kleidungsstück, das, laut Aussage der Verkäuferin in der Boutique, maßgeblich zur Verschönerung seiner Trägerin beitrug, bei den Wetterverhältnissen in Emden ansonsten leider gar nichts taugte. Gegen Düsseldorf war das hier Grönland. Blöderweise war dieser Mantel schon das wärmste Teil, das ich eingepackt hatte.

Mit klammen Fingern angelte ich in der Tasche nach meinem Handy, um endlich von Frau Schmidt zu erfahren, wo ich in Greetsiel untergebracht war. Ich zog mit Daumen und Zeigefinger an einer Ecke des Telefons.

Bevor ich es ordentlich zu fassen bekam, erhielt ich hinterrücks einen Stoß, der mich taumeln ließ. Ich gewann das Gleichgewicht so eben noch zurück, aber für das Handy kam jede Hilfe zu spät. Es entglitt mir und versank mit einem lauten Platschen in einer Pfütze zu meinen Füßen.

»Na toll, das hat mir gerade noch gefehlt«, schimpfte ich vor mich hin. Mit spitzen Fingern fischte ich das Telefon aus der nicht gerade sauber wirkenden Wasserlache. Es tropfte aus einem Riss, der sich quer über das Display zog.

»Harrijasses! Entschuldigung. Das habe ich nicht gewollt.«

Eine faltige Männerhand hielt von hinten ein Stofftaschentuch in mein Blickfeld.

Ich drehte mich um und sah in das Gesicht eines älteren Herrn, der aus wässrig blauen Augen betreten zurückschaute. Wenige graue Haare lugten unter einer dunkelblauen Kapitänsmütze hervor. Kritisch betrachtete ich das dargebotene Taschentuch.

»Ist noch nicht benutzt.« Er schob seine Hand ein Stück näher heran.

In Anbetracht des vertrauenswürdigen Eindrucks von Stofftuch und Besitzer griff ich zu. Hektisch wischte ich auf dem Display herum und schimpfte dabei weiter: »Ich hoffe für Sie, dass es nicht den Geist aufgegeben hat. Ohne dieses Handy bin ich von der Außenwelt abgeschnitten, verstehen Sie? Wie soll ich mich sonst mit meiner Kanzlei austauschen? Können Sie denn nicht aufpassen, wo Sie hinlaufen? Überhaupt ist das eine Zumutung mit den ganzen Fahrrädern hier.«

»Ich bin aber auch ein Dösbaddel. Vielleicht funktioniert es ja doch noch?« Hoffnungsvoll sah er zwischen mir und dem Telefon in meiner Hand hin und her.

Ich war inzwischen dazu übergegangen, das Handy zu schütteln. Probeweise tippte ich auf das Display ... nichts. »Sieht nicht so aus. Ich erwarte eine wichtige Nachricht von unserer Sekretärin. Und mit ›wichtig‹ meine ich wirklich ›sehr, sehr wichtig‹. Haben Sie denn kein Handy? Gibt es hier wenigstens ein Internet-Café? Einen Münzfernsprecher?« Bei dem letzten Wort kam ich mir vor wie auf einer Zeitreise in die Steinzeit. »Wo soll ich denn jetzt hin, hier mitten im Nirgendwo?«

Er streckte seinen Rücken und schüttelte energisch den Kopf. »Das Nirgendwo heißt Emden und liegt mitten in unserem schönen Oostfreesland. Von der Außenwelt abgeschnitten ist hier niemand. Es gibt sogar einen Hafen.« Er lupfte seine Mütze. »Dann wünsche ich noch eine gute Reise.«

Ein bisschen rührte mich der alte Mann, wie er da so vor mir stand mit seinem abgeschabten braunen Lederkoffer in der Hand und seine Heimat verteidigte. Inzwischen hatte ich

kein Gefühl mehr in den Füßen und zitterte in meinem kleidsamen Mantel vor mich hin. Ich lenkte ein. »Warten Sie bitte, so habe ich das nicht gemeint. Ich bin auf dem Weg nach Greetsiel ...«

Der Mann hielt in der Bewegung inne, drehte sich wieder um und fiel mir ins Wort. »Ja gibt's denn das? In meine Heimat.« Ein Leuchten huschte trotz des dunkelgrauen Himmels über sein Gesicht. »Die Welt ist klein. Das ist ja gar kein Problem. Wir fahren einfach gemeinsam mit dem Bus weiter. Gleich da vorne ist der Busbahnhof.«

»Moment.« Ich bremste seine Begeisterung. »So einfach geht das leider nicht. Ich habe keine Ahnung, wo ich in Greetsiel unterkommen soll. Außerdem wollte ich mir gerade ein Taxi suchen.«

»Geit neet, giffit neet. Da kann ich mein Missgeschick gleich wiedergutmachen.« Er strahlte mich an. »Bei Grete ist Platz genug. Die guckt sich auch das Telefon an. Und Taxifahren ist sowieso viel zu teuer.«

Natürlich, bei Grete, wo sonst? Und wer fährt heutzutage schon noch Taxi?

»Mein Name ist übrigens Hinrich Lührs. Aber hier oben bei uns sagen wir einfach Hinrich.« Beherzt griff er mit der freien Hand nach meinem Rollkoffer und marschierte los. Erstaunlicherweise kooperierte dieses blöde Teil in seinem Schlepptau zum ersten Mal seit meiner Abfahrt.

Ich öffnete den Mund, schloss ihn aber gleich wieder, als dicke Regentropfen auf mein Gesicht trafen. Und weil ich auf dieser Reise heute auch ohne Regendusche schon genug erlebt hatte, beeilte ich mich, den Anschluss an meinen Koffer nicht zu verlieren. »Katharina König«, rief ich Hinrich

zu. Vermutlich sagte man hier oben aber einfach nur Katharina.

## 6

»*Nächster Halt: Greetsiel, Ankerstraße*«, tönte es aus dem Lautsprecher im Bus.

Fast hatte ich die Hoffnung schon aufgegeben, dass dieser Bus uns jemals ans Ziel befördern würde. Irgendwo zwischen Pilsum und Pewsum war mein Versuch gescheitert, mir die gleichklingenden Namen zu merken, obwohl sich Hinrich alle Mühe gegeben hatte, mich in Heimatkunde zu unterrichten.

In meinen Augen war jeder dieser Orte eine Ansammlung roter Backsteinhäuser, inmitten der allgegenwärtigen, mit Kühen und Schafen bevölkerten grünen Wiesen. Wenigstens grasten die Wollknäuel, die aus der Ferne ausgesehen hatten wie hingepustete Wattebäusche, vor dem linken Busfenster. Wie hatte meine Mutter mir nämlich schon als Kind erklärt: »Schäfchen zur Linken tun Freude dir winken.«

In Höhe eines abwechselnd rot und gelb gestrichenen Leuchtturms, der auf dem in einiger Entfernung liegenden Deich thronte, hatte Hinrich mir erklärt, dass es sich bei dem Turm um eines der Wahrzeichen Greetsiels handele. Seine Augen hatten gegläntzt, als er sogar von einem Kinofilm berichtet hatte, der dort gedreht worden war.

Jetzt stieß er mich vom Nachbarsitz aus an. »Komm, Katharina, an der nächsten Haltestelle steigen wir aus. Dann sind es nur noch ein paar Schritte bis zu Grete.«

»Und Sie ... äh ... du bist sicher, dass ich deiner Grete auch nicht ungelegen komme?«

»Ganz sicher.« Er nickte zur Bestätigung. »Die hat doch in ihrer Pension immer Zimmer frei. Sie wird sich über einen Gast freuen.«

»Wenn du es sagst ...« Das Wort »Pension« klang nach der holperigen Anreise wie Musik in meinen Ohren. Abgesehen von gewissen Restzweifeln, die, angesichts der Erwähnung von immer freien Zimmern in dem laut Goldbach so beliebten Urlaubsort, an mir nagten.

Wir hievten unser Gepäck durch die sich öffnende Bustür. Sofort fuhr mir der Wind ins Gesicht und erinnerte mich an die Nähe zur Nordsee. Zum Glück hatte es wenigstens aufgehört zu regnen. Ich drückte mich mit meinem Trolley in die Ecke des Wartehäuschens, hinter dem eine Reihe Fahrräder auf die Rückkehr ihrer Besitzer warteten. Einzelne Fetzen blauen Himmels lugten durch die aufgetürmten Wolkenberge. Ich erspähte ein Lebensmittelgeschäft und einen Bäcker. Die Grundversorgung schien immerhin gesichert zu sein.

Hinrich zog eine altmodische Taschenuhr aus seiner Jackentasche. »Exakt neununddreißig Minuten. Habe ich zu viel versprochen? Auf unsere Buslinie 421 ist Verlass. Weiter geht's, wir wollen doch noch was vom Nachmittag haben.«

»Wir«? Ich für meinen Teil sehnte mich nach einer komfortablen Unterkunft. Und wenn ich ehrlich war, war er,

so freundlich er auch zu mir war, in diesem Plan eher nicht vorgesehen.

Ohne mir eine Pause zu gönnen, schritt er voran, und ich stöckelte tapfer hinter ihm her. Der Wind trieb mir die Tränen in die Augen. Die Räder meines Trolleys ratterten über die Fugen der roten Pflastersteine und übertönten das Geschrei der Möwen in der Ferne. Nachdem wir einmal abgelenkt waren, verschwanden die wenigen Fußgänger und Radfahrer aus dem Straßenbild.

Mitten auf dem Gehweg blieb Hinrich plötzlich stehen, sodass ich beinahe in ihn hineingelaufen wäre. Als er sich zu mir umdrehte, hob ich entschuldigend die Schultern und schob mir erneut die Haare aus dem Gesicht, die sich zwischen meinen Fingern so gar nicht mehr glatt anfühlten.

»Dieser verdammte Wind«, beklagte ich mich.

Er stellte seinen Koffer ab und kräuselte die Lippen. »Och, das ist doch kein Wind. Nee, bloß eine leichte Brise.«

Weder das eine noch das andere wirkten auf mich besonders einladend.

Wir standen vor einer akkurat getrimmten Rasenfläche. Sie endete an einem Haus aus rotem Backstein. Woraus auch sonst? Dieses Exemplar hob sich durch seinen hohen, abgerundeten und mit weißem Stuck eingefassten Giebel von den umstehenden Häusern ab. In die Fassade war eine Inschrift mit dem weit zurückliegenden Baujahr gemauert. Seine weißen Sprossenfenster mit den in vielen Farben bepflanzten Blumenkästen davor schienen die Besucher zu begrüßen. Neben der grünen, doppelflügeligen Holztür prangte ein Schild mit dem Namen *Haus Grete*.

»Willkommen bei Grete Stöhr!« Mit einer ausladenden Handbewegung zeigte Hinrich auf das Grundstück.

»Das sieht ja ganz ... ordentlich aus«, sagte ich um Neutralität bemüht. Es galt die Unschuldsvermutung, bis das Gegenteil bewiesen war. Auch für Haus Grete.

»»Ordentlich«? Ein echtes Schmuckstück«, schwärmte er, und seine Stimme klang ein wenig entrüstet. »Das Kapitänshaus ist seit Generationen im Besitz von Gretes Familie. Sind alle zur See gefahren. Darum hat sie auch den ollen Käpt'n Stöhr, Gott hab ihn selig, geheiratet. Na ja, so ein richtiger Käpt'n war der auch nicht, nur ein Kutterschipper. Aber ich war ja bloß eine Landratte, die im Hafen gearbeitet hat. Vielleicht wäre sonst alles anders gekommen.« Er legte eine Pause ein, und ein Schatten huschte über sein Gesicht, bevor er sich wieder fasste und fortfuhr: »Rasenmähen ist natürlich Ehrensache für mich, seit Grete nun allein ist.«

»Wie nett von dir! Schön, wenn Nachbarn so zusammenhalten.« Die Gespräche mit den Leuten aus meiner Nachbarschaft hatten sich seit dem Einzug auf ein paar Floskeln beschränkt. Und Frau Lichtenberger klingelte auch nur bei meinen Eltern, wenn sie neuen Tratsch witterte.

Während ich Hinrichs Erzählungen mit einem Ohr weiter lauschte, erhaschte ich eine Bewegung hinter einem der Fenster. Die Gardinen schwangen wie von einem Luftzug bewegt hin und her, obwohl es geschlossen war.

»Ich wohne gleich nebenan. Wir sind beide hier aufgewachsen, Grete und ich. Später haben wir die Häuser von unseren Eltern geerbt. So mok wi dat hier oben.« Er

zeigte nach rechts über einen Zaun, auf ein deutlich kleineres rotes Häuschen.

Bevor ich weitere Geheimnisse der norddeutschen Lebensart erfuhr, flog die Tür auf. Wie ein Wirbelwind fegte eine Frau auf uns zu. Ihre grauen Locken hüpfen bei jedem Schritt, und eine Schürze wehte um ihre Rundungen.

»Moin, Hinrich. Hast du dir Damenbesuch von deiner Reise mitgebracht?« Sie schielte auf den Trolley zu meinen Füßen und musterte mich mit scharfem Blick.

»Moin, Grete. Bist wohl eifersüchtig?«

Die alte Dame stemmte die Hände in die Hüften und schnaubte.

Ich sah zur Seite, damit die beiden mein Grinsen nicht bemerkten. Vermutlich war unter Nachbarn auch das normal hier oben.

»Weißt du doch, gibt keine andere Frau für mich als dich, mien Leev. Da brauchst du gar nicht durch deine Vorhänge zu spionieren.«

»Ach was, spionieren, ich passe höchstens auf«, erwiderte Grete.

Bevor sie sich weiter hineinsteigerte, fuhr Hinrich fort: »Nee, Grete, das ist Besuch für dich. Die junge Deern habe ich am Bahnhof in Emden umgestoßen. Aus Versehen. Nun ist ihr Handy kaputt, und sie kann die Anschrift der Unterkunft nicht mehr empfangen, in der sie hier eigentlich wohnen sollte. Da habe ich gleich an dich gedacht.«

Das war mein Stichwort. Ich streckte Frau Stöhr eine Hand entgegen. »Katharina König. Ich komme aus Düsseldorf und habe ein paar Tage geschäftlich in Greetsiel zu tun. Ihr Nachbar war so freundlich, mir ein Zimmer in

Ihrer Pension anzubieten. Aber falls Sie nichts mehr frei haben, finde ich sicher eine andere Lösung.«

Ihre Miene hellte sich schlagartig auf. »Das sieht dem Dösbaddel mal wieder ähnlich. Wie oft habe ich ihm schon gesagt, er soll endlich mal mit seinen Augen zum Doktor. Na, Hauptsache das Herz schlägt am rechten Fleck.« Sie schüttelte ihre Locken und ergriff meine Hand. »Die Frau Stöhr vergisst du mal gleich wieder. Ich bin Grete. Dann mal rein in die gute Stube, Katharina. Sieht aus, als hättest du das Aufwärmen nötig.«

Sie bedachte mich und meinen kleidsamen Mantel mit einem skeptischen Blick und zog mich samt Trolley im Schleppe hinter sich her. Über die Schulter rief sie Hinrich zu: »Und du hast doch bestimmt noch zu tun, oder?«

»Jo, bin schon weg. Holl di munter, Katharina, Grete!«

Ich hörte seine Schritte, die sich hinter mir entfernten, hatte aber weder Zeit, mich noch mal umzudrehen, noch eine Hand frei, um ihm zu winken. »Vielen Dank für deine Hilfe«, rief ich im Weggehen und wurde von der quirligen Wirtin über den Weg ins Haus gezogen.

Für den Fall, dass sich mir die Definition »Kapitänshaus« von außen nicht vollständig erschlossen hatte, änderte sich das beim Betreten des Flurs von *Haus Grete*.

Unter meinen Füßen knarzten alte Holzdielen. Könnten sie sprechen, so hätten sie sicher einiges an Seemannsgarn zu erzählen. Die Wände waren oberhalb der weißen Holzvertäfelung blau gestrichen und mit allerlei maritimen Erinnerungen dekoriert. Zwischen Seemannsknoten aus dickem Tau und einem antik aussehenden Kompass fanden

sich Bilder von Schiffen und verschiedenen Leuchttürmen. Fast hörte ich die Wellen rauschen.

Eine geöffnete Tür auf der rechten Seite erlaubte mir den Blick in einen großen, hellen Raum, der aussah wie ein Frühstücks- und Aufenthaltszimmer. Ein paar Tische mit tadellos gebügelten Decken darauf wurden umringt von passenden Stühlen mit blauen Sitzpolstern. Vor den Fenstern luden ein Sofa mit vielen Kissen und ein Kamin zum Wohlfühlen ein. Ein Schild an der Wand klärte darüber auf, dass es sich um die *Schietwetterecke* handelte. Alte Holzbalken zierten die Decke und verstärkten die behagliche Note des Raumes.

»Gibt es noch viele Gäste außer mir?«, fragte ich mit Blick auf die vorbereiteten Tische.

»Viele Gäste?« Die alte Dame sah mich erstaunt an.

»Ich dachte, weil Hinrich von einer ›Pension‹ gesprochen hat, und dazu das Schild draußen neben der Tür ...«

Grete winkte ab. »Seit mein Mann nicht mehr lebt, waren keine Urlauber mehr hier.« Ihre Hand legte sich auf das vergilbte Foto eines Kapitäns vor einem kleinen Schiff, das einen Ehrenplatz in der Mitte des maritimen Sammelsuriums einnahm. »Wir hatten gerade angefangen zu renovieren, wollten hier alles gemeinsam noch mal hübsch machen, weil mein Willem doch auch mit der Fischerei Schluss gemacht hat, und dann ganz plötzlich ...« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Das tut mir leid«, erwiderte ich mit ehrlichem Mitgefühl.

Grete nestelte ein Taschentuch aus ihrer Schürze hervor und wischte sich über die Augen. »Gefühlsduselei, dabei ist

das nun schon bald ein Jahr her.« Entschlossen stopfte sie das Tuch in die Tasche zurück.

»Und Sie ...«

»Du«, erinnerte sie mich und schmunzelte.

Daran würde ich mich erst mal gewöhnen müssen. »Und du hältst immer noch alles für Gäste bereit?«

»Manchmal hilft die tägliche Routine. Außerdem liegt Hinrich mir schon lange in den Ohren, dass hier wieder Leben ins Haus muss. Er hat mich sogar als ›Einsiedlerkrebs‹ bezeichnet, der in einem ›leeren Schneckenhaus‹ lebt! Ist das zu glauben?« Sie unterbrach sich kurz, als erwartete sie, dass ich ihre Entrüstung teilte.

Ich verhielt mich vorsichtshalber neutral und unterdrückte ein Schmunzeln.

»Nun hat er es ja geschafft, und du bist hier. Also herzlich willkommen als erster Gast in Gretes Schneckenhaus! Wir beide gehen jetzt erst mal in die Küche, und ich mache uns etwas zu essen. Deinen Mantel kannst du dort aufhängen.« Sie zeigte auf einen messingfarbenen Anker an der Wand und marschierte voraus, durch eine weitere Tür gegenüber dem Speiseraum.

Nachdem mein Mantel an der Schiffsgarderobe seinen Platz gefunden hatte, folgte ich der alten Dame. Eines war mir jetzt schon klar: Grete Stöhrs Vorschläge duldeten keinen Widerspruch.

Ich nahm auf dem blauen Polster einer Eckbank Platz. Sie rahmte einen robusten Esstisch ein, auf dessen Holzplatte augenscheinlich schon einige Mahlzeiten eingenommen worden waren, die aber blank poliert war.

Die Einrichtung hatte nichts mit den Küchenzeilen gemein, die bei Paul oder mir herumstanden. Antik wirkende Schränke aus hellem Holz umgaben einen Gasherd, der das Herzstück des Raumes bildete und auf den so mancher Koch neidisch gewesen wäre. An der großflächigen Abzugshaube über dem Herd baumelten gusseiserne Töpfe und Pfannen. Das Zusammenspiel ließ die Küche einladend und gemütlich wirken.

Grete hatte in der Zwischenzeit meinen Blick bemerkt, der anerkennend auf dem modernen Gasherd ruhte, an dem sie emsig werkete. »Unsere erste Investition in die Zukunft«, erklärte sie und fügte wehmütig hinzu, »und auch Willems letzte.«

Schneller, als ich zu Hause je etwas beim Lieferservice bestellt hatte, zauberte Grete zwei Portionen Rührei mit Krabben und stellte die gefüllten Teller auf den Tisch.

Obwohl das Essen nur aus wenigen Zutaten bestand, zerging mir jeder Bissen auf der Zunge. Erst jetzt merkte ich, wie hungrig ich gewesen war. Die Krabben schmeckten nach Salz und Meer und ähnelten dem, was ich bisher unter dieser Bezeichnung gekauft hatte, nicht im Entferntesten. Ich verputzte restlos alles, was Grete auf meinem Teller angehäuft hatte.

»Das war die leckerste Mahlzeit, die ich seit Langem gegessen habe«, lobte ich ihre Kochkünste und hielt mich nur mit Mühe davon ab, den Teller abzulecken.

Sie strahlte. »Mit einem kleinen Klönschnack dabei schmeckt es auch gleich viel besser.«

»Isst du denn sonst immer allein? Nicht vielleicht mal mit Hinrich zusammen? Wenn er den Rasen mäht?« Ich

konnte mir nicht verkneifen, bei der Beziehung der beiden noch mal nachzuhaken. Anwaltskrankheit.

»Mit Hinrich, dem mäkeligen Esser? Der soll sich mal schön selbst was kochen.« Sie räumte unsere Teller zusammen. »Wo du jetzt frisch gestärkt bist, schlage ich vor, du läufst erst mal rüber zu Nils' Fahrradverleih.«

»Zum Fahrradverleih? Was soll ich denn da? Ich dachte eher daran, dass du mir mein Zimmer zeigst und ich mich in Ruhe einrichten kann. Ich muss mich auch unbedingt um mein kaputtes Handy kümmern.«

Grete bedachte mich mit einem Blick, als hätte ich die Gezeiten infrage gestellt. »Du brauchst ein ordentliches Fortbewegungsmittel, das steht doch wohl fest. Und unterwegs siehst du auch gleich unser schönes Greetsiel. In der Zwischenzeit bereite ich oben ein Gästezimmer vor.«

»Das können wir doch schnell gemeinsam erledigen. Ich möchte wirklich keine Umstände machen. Und mein Handy würde mir im Augenblick sehr viel mehr nützen als ein Fahrrad.«

Ich versuchte ein letztes Mal, den Bezug des Zimmers zu beschleunigen.

»So weit kommt das noch, dass Gäste hier arbeiten!« Der beleidigte Seitenblick war nur von kurzer Dauer. »Aber wenn das Telefon so wichtig ist, dann werfen wir vorher noch einen Blick darauf. Zeig das gute Stück mal her.« Sie trug das schmutzige Geschirr zur Spüle. Ein weiterer Vorschlag, der keinen Widerspruch duldete.

Im Flur zog ich mein Handy aus der Manteltasche. Oder besser das, was davon übrig war und weiterhin jede

Kommunikation mit mir verweigerte. Ich nahm das Gerät mit in die Küche.

Grete unterbrach den eben begonnenen Abwasch und wischte sich die Hände an ihrer Schürze trocken. Nachdem die Lesebrille vom Tisch auf ihre Nase gewandert war, schnappte sie sich mein Telefon. »Hm ... sieht gar nicht gut aus.« Ihre Stirn legte sich in Falten.

Wie sie so dastand und das Handy in alle Richtungen drehte, erinnerte sie mich an eine weibliche Ausgabe von Steve Jobs auf einer seiner legendären Präsentationen.

»Ich denke, da ist nichts mehr zu machen.« Sie beendete ihre Untersuchung, und dieses Mal hatte ich meine Mundwinkel nicht unter Kontrolle, obwohl mir gar nicht nach Grinsen zumute war.